Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 25 (1949-1950)
Heft: 7

Artikel: Meine erste Lebensenttäuschung : Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069063

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Meine erste Lebensenttäuschung

Antworten auf unsere Rundfrage

Diese 22 Geständnisse, ausgelesen von 355 Einsendungen, verraten einmal mehr, daß uns die verschlossenen und harten Gesichter, denen wir begegnen, nicht darüber täuschen dürfen, wie empfindsam unser menschliches Herz einmal war - und geblieben ist. Wir halten es für bemerkenswert, daß die Einsendungen von männlicher Seite fast ebenso zahlreich waren wie die von Leserinnen.

Der Großvater

Mein Großvater lebte in der Familie seiner Lieblingstochter. Er war ein außergewöhnlich schöner Mann, sehr groß gewachsen, schlank, mit einem blassen Gesicht und weißem Bart. Ich bewunderte ihn mit Inbrunst und war kindlich stolz auf ihn. Wo immer ich ihn sah, sprang ich ihm nach, um ihn am Hosenbein zu umfangen oder seine Hand zu streicheln. An eine Zärtlichkeit meines Großvaters mir gegenüber erinnere ich mich nicht, aber dabei war nichts Auffallendes, da in unserer Gegend die Zärtlichkeit nicht gezeigt wird.

An einem Frühlingstag tänzelte ich dem Dorfplatz zu, wo eine Rößliryti aufgestellt war. Ich wollte mit dem Fünfräppler, den mir meine Mutter gegeben hatte, einmal Rößli rytä. Ich erinnere mich, daß ich meiner Mutter vergeblich um einen zweiten Fünfer am Rockschoß gehangen, ohne Erfolg. Sie war sehr streng.

Auf dem Dorfplatz sah ich den Großvater mit meinem Cousinchen, dem Kind seiner Tochter, mit der er zusammenlebte. Mein Cousinchen war genau gleich alt wie ich. Beide etwa fünfeinhalbjährig. Ich sprang freudig auf meinen Großvater zu, um ihm das Händli zu geben. « Soso », sagte Großvater zu mir, « 's Margritli wott dänk au go Rößli rytä, hättisch gärä es Batzeli? Sä da — » und gab mir einen Fünfräppler.

Jedenfalls wäre ich glücklich mit den fünf Rappen davongerannt, wenn der Großvater nicht zur gleichen Zeit zu meinem Cousinchen die gleichen Worte gesprochen hätte, ihr aber langsam, feierlich eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs Fünfräppler in das Händchen gezählt hätte und dabei betonte: « einä, zwee, dry, vier, füf » und dann laut und voller Triumph: «sächs! So, jetz göhnd go Rößli rytä! » Mein Cousinchen rief vor mir her: « Gix-gäbeli, gix-gäbeli, de Großvater hed nur mich gärä, dich e keis bitzeli; gix-gix . . . »

Der Leckerbissen

Die erste Enttäuschung erlebte ich an einer Frau — natürlich! Bloß, die Frau war schon über sechzig und ich noch ein kleiner Knopf, der jeden Morgen zu ihr ins obere Stockwerk kroch. Stets schaute bei

dieser Antrittsvisite etwas heraus. Eines Tages nun kam ich wohl etwas zu früh angewackelt und sah mit Staunen, wie die Gute gerade etwas Seltsames aß. Es schimmerte rot-weiß wie Türkenhonig und rief in mir merkwürdigerweise die Erinnerung an Meringues wach. Da kam man ja gerade im rechten Augenblick! Das Wasser lief mir jedoch vergeblich im Munde zusammen: Von dieser Delikatesse fiel für mich nichts ab.

Etwas vergrämt tauchte ich am nächsten Morgen noch früher auf, aber wieder erlebte ich die gleiche Enttäuschung. Diese wurde um so größer, als die Frau bei ihrer morgendlichen Nascherei gar heimlich tat. Solche Niedertracht schmerzte mich tief, und hätte meine verräterische Freundin nicht schon ein Bonbon für mich bereit gehabt, weiß Gott, ich wäre nie mehr gekommen. Immerhin mied ich sie fortan zu dieser frühen Stunde, denn der Stachel saß doch ziemlich tief.

Später lockerte sich allerdings die Spannung, als ich meinen Großvater bei der gleichen Tätigkeit überraschte und er mich aufklärte, das sei sein Gebiß, das er da alle Morgen esse . . .

Künstler und Publikum

Ich sollte bei einer kleinen Vortragsübung, die unser Klavierlehrer arrangiert hatte, ein kleines «Tänzchen im Freien» spielen. Wie im Traum, mit der ganzen Hingebung und jenem Ernst, der einem Achtjährigen eigen ist, hatte ich eben mein Stück beendet und schritt noch im selben Traum taumelnd auf das Tischchen zu, wo meine Eltern saßen. Da hielt mich eine Dame am Ärmel zurück und sagte laut: « Sieht das Meiteli nicht bezaubernd aus in seinem Röckli? » Mir stieg eine glühende Schamwelle ins Gesicht. Ein solches Urteil hatte ich nicht erwartet. Wenn ich mich auch nie zu den Künstlern zählte, so blieb mir von diesem kleinen Erlebnis doch immer eine Wehmut und eine dunkle Ahnung zurück, wie oft das Publikum in seinem Urteil über dem äußern Rahmen die Sache selbst vernachlässigt.

D'Füürstei-Tüte

Im trauten Städtchen meiner aargauischen Heimat, das damals noch nicht ahnte, daß es einst als Industrieort Weltruf erlangen würde, hatte — es sind bald 60 Jahre her — eine wohlmeinende Frau einen Kindergarten ins Leben gerufen.

Dort verbrachte ich mit all den Spielsachen, die es da gab, unvergeßliche Stunden. Doch das Schönste war die Tante Emma selbst. Offen, frohmütig, mit einem Herzen voller Güte, wurde sie jedem gerecht. Wenn ich infolge leichter Kurzsichtigkeit in den Wolken Engelsgebilde und in verwitterten Felswänden riesengroß das Muttergottesbild aus Einsiedeln sah, wie ich es aus Mutters Gebetsbuch kannte, lachten mich die Kinder aus, aber die Tante Emma sah es genau so wie ich, so sagte sie wenigstens.

In großen Zeitabständen besuchte uns eine Gönnerin des Kindergartens, eine wohlhabende Witwe. Sie war so schön mit ihren großen, blauen Augen, ihren aschblonden Locken und ihren Kleidern aus Seide und Spitzen, daß es jedesmal für uns eine Freude war, wenn sie kam, und auch Tante Emma bekam ganz rote Backen.

Eines schönen Sommernachmittags erschien die Frau wieder. Bei ihrem Eintritt füllte sich der Raum mit Wohlgeruch. Hinterher kam ihr Dienstmädchen mit einem großen Korb. Wir hatten uns in einer Reihe aufgestellt, und nachdem sie einige freundliche Worte zu uns gesagt hatte, begann die Frau an einem Ende der Reihe und Tante Emma am andern jedem Kinde aus dem großen Korb eine spitzige Tüte zu geben. Da gab es grüne, gelbe, rote, blaue. Drinnen lagen Füürsteine und zuunterst noch ein Ringlein. Ich stand in der Mitte der Reihe. Mein Herz wurde hin- und hergezogen, ob ich meine Tüte wohl aus der Hand

der Tante oder aus der Hand der Frau erhalten werde. Jetzt trafen sich die beiden vor mir und meinem Kameraden — aber der Korb war leer.
« O weh, ihr armen Buben, es sind zwei Tüten zu wenig. »
Es schnürte mir den Hals zusammen, und das Herz tat weh. Die Frau versprach jedoch, bald wieder zu kommen und uns zwei besonders schöne Tüten zu bringen.

Von jenem Tag an sah ich immer und immer wieder gegen die Türe, denn die schöne Frau mußte doch kommen. Es dauerte aber Wochen, vielleicht Monate. Da — endlich stand sie wieder da. Ich verschlang sie mit den Augen. Aber die Frau war ohne Dienstmädchen und Korb gekommen und beachtete mich nicht einmal besonders. Ich hätte laut aufschreien können. Sie hatte mir doch die Tüte versprochen.
Als sich die Türe wieder hinter der Frau schloß, ohne daß ich die versprochene Tüte erhalten hatte, war es mir, als ob der Himmel in Stücken krachend zur Erde niedergestürzt sei. Die Welt schien leer und öde um mich her.

Nüt isch

An einem heißen Sommertag durfte ich mit meinem Vater, allein, ohne die andern Geschwister, in die Stadt. Auf dem Heimweg gingen wir über den Platzspitz. Zu meiner großen Freude schwenkte mein Vater in die dortige Gartenwirtschaft. Ich durfte am Buffet Guetzli holen. Es fehlten mir aber fünf Rappen zu dem verlangten Betrag. Treuherzig schaute ich die Kassierin an: « Ich bring ene de Feufer grad » und wollte mit meinem Teller zu unserem Tisch zurück. « Zuerst das Geld und dann die Ware! » hieß es in schroffem Ton. Ganz erschrocken meinte ich: « De säb Maa det hine isch myn Vatter, er git mer de Feufer sicher, und ich bring en dänn sofort. »
« Nüt isch! » war die Antwort.
Untröstlich über die erste Begegnung mit dem Mißtrauen, ließ ich die Guetzli stehen und schlich mit rotem Kopf, die Augen voller Tränen, zurück, um das fehlende Geldstück zu holen.

Die Puppe

Als 5jähriges, scheues Landmeitschi durfte ich einer älteren, feinen Frau kleine Hilfeleistungen besorgen. Es waren für mich schöne Stunden.
Unter vielen anderen prächtigen Dingen besaß Frau X. eine große, prachtvolle Puppe, die ich immer mit der größten Andacht bewunderte. Der Besitz einer solchen Puppe war für mich damals der Inbegriff alles Wünschenswerten.

Eines Tages nun fragte mich die Frau, ob ich die Puppe haben möchte, und es war mir klar, daß sie mir diese wirklich schenken wollte. Die Überraschung und die übergroße Freude raubten mir die Stimme, ich konnte nur stumm mit dem Kopf nicken.

Die sonst so gütig verstehende Frau verkannte mein Stillschweigen, schalt mich ein unhöfliches Toggeli und gab mir die Puppe nicht.
Daheim weinte ich lange. Nicht vor allem darüber, daß ich die Puppe verscherzt hatte, am meisten schmerzte und am bittersten enttäuschte mich, daß ein erwachsener Mensch mein übervolles Herz nicht ohne Worte verstehen konnte.

Der Schultornister

Ich wuchs als Kind eines Intellektuellen aus der Stadt in einem Dorfe auf und kam, da ich keine Geschwister besaß, bevor ich zur Schule ging, wenig mit den andern Kindern zusammen.

Zum Schuleintritt hatte ich auf Weihnachten von meinen Großeltern einen wunderschönen Schulsack bekommen. Er war groß,

geräumig und, was mich am meisten entzückte, mit einem Fell versehen.

Schüchtern, aber stolz auf die neue Würde und vor allem auf den herrlichen Schulsack, wanderte ich dann im Frühling zum erstenmal zur Schule. Aber wer faßt meinen Schmerz, als mir auf dem Heimweg die Buben von allen Seiten nachriefen: « Je, du häsch en Buebe-Schuelsack! » Da merkte ich, daß ich nicht war wie die andern, und daß gerade das Fell den Spott der andern Kinder hervorrief. An die Stelle der Freude trat blinder Zorn. Ich packte meine Griffelschachtel und schlug auf einen der Plaggeister los. Das reizte zu neuem Spott, und ich verließ den Kampfplatz gedemütigt und beschämt. Noch schlimmer wurde mein Elend, als mein Vater heimkam und es sich herausstellte, daß er zufällig den Auftritt mitangesehen hatte.

Trotz diesem Erlebnis und meinen heftigen Protesten habe ich diesen unglückseligen Schulsack sechs Jahre lang tragen müssen, bis er und das Fell, die Ursache meines Entzückens und Leides, alt und unansehnlich geworden waren.

Das lachende Christkind

Ich war damals ein Bub von fünf Jahren. In der Stube brannten die Kerzen am Weihnachtsbaum. Um diesen waren Eltern, Geschwister und weitere Verwandte versammelt. Plötzlich ging die Türe auf, und herein kam eine wundersame Erscheinung: Das Christkind in wallendem Schleier, das Gesicht bedeckt. Von dem Wunder ganz überwältigt, sank ich anbetend in die Knie. Mein Verhalten löste bei den Anwesenden ein Lächeln aus, von dem auch das Christkind angesteckt wurde, und nun erkannte ich hinter dem Schleier zu meinem maßlosen Erstaunen die Züge einer Bekannten unserer Familie. Der Eindruck, den dieser Mißbrauch meines kindlichen Vertrauens und Glaubens auf mich machte, war so stark, daß ich mich heute, nach 72 Jahren, noch lebhaft daran erinnere.

D'Hose chömed der ja vüre!

Ich war damals ungefähr fünf Jahre alt. Meine Mutter schickte mich ins Städtchen und ließ mich der großen Hitze wegen mit Höschen und einer Rockschürze laufen, die hinten zugeknöpft war, gegen unten aber offen blieb.

Auf einmal stand neben mir ein altes Fraueli und überfiel mich mit ungefähr den folgenden Worten: « Du Säumeitschi, wie laufsch umenand! D'Hose chömed der ja vüre. Schäme söttsch di, schäme! Es Säumeitschi bisch. »

Zuerst blieb ich vor lauter Schrecken stehen. Dann bog ich laut weinend in die nächste menschenleere Gasse ein und kam, ohne meinen Einkauf besorgt zu haben, völlig fassungslos wieder zu Hause an.

Eine Welt war für mich zusammengestürzt. Daß man mit dem allerbesten Gewissen etwas tun konnte, das von andern als eine Schande bezeichnet wurde, enttäuschte mich grenzenlos. Fast noch tiefer traf mich, daß ich aus Ton und Gebaren der alten Frau herausgefunden hatte, daß es irgendetwas Häßliches, von dem ich bisher nichts gewußt hatte, gab, und das diese Frau in mir zu sehen glaubte.

Kleine Gäste

Ich war neunjährig. In den beiden Nachbarhäusern wohnten Mädchen von zwölf, zehn und acht Jahren. Ich war von ihnen schon öfters zum Zvieri eingeladen worden. Eines Tages bat ich die Mutter um die Erlaubnis, auch sie einmal einzuladen. Alle drei sagten sofort zu. Ich mochte den Tag fast nicht erwarten. Endlich war er da. Zuerst spielten wir im Garten. Nach einer fröhlichen Stunde rief uns die Mutter zum Imbiß. Noch heute sehe ich den gedeckten Tisch vor mir: das große, gewürfelte Tischtuch, das mir so besonders wohl gefiel, die blaugeblumten, altmodischen Tassen mit den achteckigen Henkeln, die Butter, das rote Johannisbeergelee und im

alten Brotkörbchen das geschnittene Schwarzbrot. Die Gäste setzten sich ohne Ziererei zum Tisch. Im selben Augenblick wurde die Mutter weggerufen und übertrug mir die Obsorge für die Gäste. Ich bot an. Schon wollte die stille Marie sich bedienen, als ihre jüngere Schwester laut und scharf sagte: « Trinken wollen wir, aber essen nicht, ihr vermögt es ja nicht. »

Mir war, als ob mir jemand einen Schlag auf die Stirne versetzt hätte, einen kurzen Augenblick lang wußte ich nichts mehr von mir. Als ich wieder denken konnte und auf mein jüngstes Gegenüber blickte, sah ich in seinen grauen Augen einen bösen Schimmer. Ich konnte nicht reden. Die Gäste tranken eilig und hatten es ebenso eilig, fortzukommen. Marie ging mit gesenktem Kopf zur Türe hinaus. Liseli hinter ihr schien ein lachendes Losplatzen verhalten zu müssen. Die mit den grauen Augen schritt, den Kopf halb zu mir gewandt, mit einem merkwürdigen Lächeln ihnen nach. Ich wußte dieses Lächeln noch nicht zu deuten, ich spürte nur, daß etwas Schönes für mich vorbei war. In meinem Halse saß ein Würgen und in meiner Brust ein unsäglich weher Schmerz.

Bestraftes Schwänzen

Ich war damals, im Jahre 1907, im Begriff, in die Schule zu gehen. Ich besuchte die dritte Primarklasse im Ägertenschulhaus in Zürich. Bei Verlassen des elterlichen Hauses vernahm ich plötzlich Musiktöne. Das war an einem Werktagvormittag etwas Außergewöhnliches. In der Richtung der Herkunft dieser Töne stieß ich auf eine daherreitende Kavallerieschwadron. Begeistert, vergaß ich meine Pflichten gegenüber der Schule ganz und lief voller Freude neben dieser stolzen Einheit einher.

Auf dem Rotwandareal, wo heute das Bezirksgerichtsgebäude steht, wurde haltgemacht. Dieser oder jener Soldat fragte, ob ich ihm eine Wähe aus dem nächstliegenden Laden besorgen könne. Ich tat dies freudestrahlend. So ging es bis in den Nachmittag hinein. Als ich mich bei einem Kavalleristen nach der Zeit erkundigte, erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß es just 3 Uhr sei. Nun wurde mir bewußt, daß ich die Schule und zu Hause das Mittagessen versäumt hatte.

In diesem Augenblick kam der Befehl, die Pferde zu satteln, und ich wollte das am Morgen neben eine Satteltasche hingelegte Schulmäppchen und die Federschachtel wieder an mich nehmen. Das Mäppchen war mit Packpapier überzogen und trug meinen Namen und die Schulhauszugehörigkeit. Zu meinem Entsetzen war beides verschwunden.

Mit schwerem Herzen trat ich den Heimweg an. Der Vater verlas mir eine Strafpredigt und schickte mich ohne Nachtessen ins Bett. Ich konnte lange keinen Schlaf finden. Meine Gedanken waren bei meinen abhanden gekommenen Heften.

Mit schlechtem Gewissen betrat ich am andern Morgen das Schulzimmer. Der Lehrer fragte mich: «Wo häsch du dyni Schuelwaar? »

Auf meine Antwort: « Ich weiß es nöd, Herr Lehrer », nahm er zu meinem nicht geringen Erstaunen die verloren geglaubten Schulutensilien aus dem Kasten. Dann führte mich der Lehrer an das im Zimmer befindliche Wandbrünneli. Ich mußte mich unter den Hahnen des Wasserbeckens bükken. Der Lehrer dreht das Hähnli um und ließ mir eine geraume Zeit das Wasser tropfend über mein Genick laufen.

Diese Strafe, die ich dafür entgegen nehmen mußte, daß ich, nach meinem Verständnis, unsern Soldaten einen Dienst erwies, hat meine Kinderseele erschüttert.

Fremde Federn

Tiere waren damals meine besten Freunde. Besonders fremdländische, die ich aus illustrierten Büchern und dem schönen «Brehm» von frühester Jugend auf kennen-

gelernt habe. Die Ankunft des Zirkus wurde als wahre Festzeit erlebt.
Das größte Tiererlebnis jener Jahre war aber ein Besuch im Zoo von Antwerpen. Dort machte ich die Bekanntschaft mit dem wunderlichen und seltenen Okapi, das weder Giraffe, noch Zebra, noch Antilope ist und doch etwas von allen dreien hat.
Nach diesem Erlebnis erhielten wir die Aufgabe, einen Hausaufsatz zu schreiben. Das Thema lautete: Ein Märchen.
Die Phantasie durfte einmal ganz freies Spiel haben! Das machte mir diese Arbeit zum Spaß. Ich wollte über die Erschaffung des Okapi eine Geschichte fabulieren. Voll Stolz überreichte ich dem Lehrer das Heft mit einem ordentlich langen Aufsatz, den ich mit Begeisterung geschrieben hatte.
Eine Woche später erhielt ich das Heft mit der zweideutigen Bemerkung zurück, es sei nicht der Zweck der Übung gewesen, sich mit fremden Federn zu schmücken. Der Lehrer hatte offensichtlich Verdacht geschöpft, die Fabel sei nicht meine eigene Erfindung. Ich wehrte mich nicht, ich war sprachlos. Es bemächtigte sich meiner das Gefühl einer hoffnungslosen Distanz zwischen Ich und Umwelt.

Die Pappel

Wir lebten auf dem Lande; ich war noch keine drei Jahre alt. Eine befreundete Frau aus der Stadt besuchte uns oft. Da sie selbst keine kleinen Kinder hatte, bat sie meine Eltern jedesmal, mich für einige Zeit mitnehmen zu dürfen. Um dem Gast eine Freude zu machen und auch weil meine Mutter von diesem Besuch für mich allerlei Kurzweil erwartete, willigte sie endlich ein und packte mein Bündeli. Ich selbst hatte keine Ahnung, was über mich entschieden worden war. Arglos setzte ich mich deshalb in das Wägeli, als meine erwachsene Schwester, an der ich sehr hing, mich aufforderte, die Frau noch ein Wegstück zu begleiten. Das war früher auch schon oft geschehen.
Aber diesmal verschwand einige 100 Meter vom Hause entfernt zu meinem Entsetzen meine Schwester blitzschnell hinter einer dicken Pappel am Wegrand. An ihrer Stelle schob die fremde Frau das Wägeli ruhig weiter, wie wenn nichts geschehen wäre.
Mich packte eine entsetzliche Angst. Ich schrie verzweifelt nach meiner geliebten Schwester in dem sicheren Vertrauen, daß sie mich bestimmt wieder zurückholen werde. Doch das Anneli blieb trotz meiner Hilferufe ruhig hinter der Pappel stehen. Die Frau stieß unbekümmert um meinen Schmerz das Wägeli weiter, bis schließlich Anneli und Pappel aus meinem Gesichtskreis völlig verschwanden.
Ich weilte später zwar noch oft und gerne bei jener Frau in den Ferien. Aber den Schmerz und die Enttäuschung über das mir damals unverständliche Verhalten meiner sonst so lieben Schwester überwand ich lange nicht. Noch heute, nach über 30 Jahren, erweckt mir der Anblick der Unglückspappel ein schmerzliches Gefühl.

Die schöne Schrift

Ich war eine sehr eifrige und gute Schülerin. Nur das eine rügten meine Lehrer: meine schlechte Handschrift. Ich gab mir alle Mühe, sie zu verbessern. Als ich eines Tages eine Handschrift sah, bei der «m» und «n» oben und unten einen Bogen hatten, fand ich, das würde vielleicht auch meine Schrift verbessern. Ich gab mir große Mühe, die «m» und «n» mit der neuen Verzierung zu versehen. Nach etwa drei Wochen war mir diese Schriftweise ziemlich geläufig, und ich wandte sie in einem Aufsatz an. Als die Hefte vom Lehrer verteilt wurden, stellte er sich vor die Klasse und hielt ungefähr folgende Ansprache: «Eines von euch — ich nenne keinen Namen — glaubt anscheinend, es sei schön, wenn die «m» und «n» wie Fleischhaken aussehen. Das ist aber häßlich, schlecht leserlich und außerdem nach graphologischen Gesetzen das Zeichen für Falschheit.»
Daß ich mich durch Rotwerden selbst als

die Sünderin verriet, ist selbstverständlich. Von jenem Augenblick an war ich aus einer lernbegierigen eine gleichgültige Schülerin geworden.

Die Ferienkolonie

Meine Eltern bewirtschafteten ein kleines Bauerngut. Als Jüngste wußte ich gut genug, was Alte-Sachen-Austragen heißt. Ausgaben für Schulmaterialien wurden mit Gepolter begrüßt. Kleine Vergnügen galten als ausgefallene Sache. Aber je sparsamer bei uns gelebt wurde, um so mehr galten wir Kinder in der Schule als die reichsten des Dorfes; nicht zu Unrecht, wie sich später herausgestellt hat. Aber damals wußten wir Kinder das noch nicht.

Eines Morgens, es mag in der zweiten Klasse gewesen sein, verkündete die Lehrerin: « Kinder, denkt einmal, in den Sommerferien wird eine Ferienkolonie für unbemittelte, erholungsbedürftige Kinder durchgeführt. Wer gehört zu diesen Glücklichen? Streckt einmal die Hand auf! »

Ein, zwei, drei Arme ragten schon in die Luft. Als vierter kam der meine an die Reihe. Lang und dünn ragte er über die andern hinaus, und es schien mir als das Selbstverständlichste der Welt, daß ich dazu berechtigt sei.

Aber schon gab mir meine Nachbarin einen Puff in die Seite: « Hast du nicht aufgepaßt, es können ja nur die Armen in die Ferienkolonie gehen! »

« Ja eben, das weiß ich, gerade deshalb habe ich mich ja gemeldet », erklärte ich.

Auf diese Worte begann in den Nachbarbänken ein lautes Kichern. Alle Augen waren auf mich gerichtet. Sogar die Lehrerin schaute mich so verständnislos an, daß mir das Blut im Kopfe zusammenlief. Durch diesen Zwischenfall war ich zum Gespött der Klasse geworden.

« Lisi, du kannst dem Vater sagen, er soll die Goldstücke besser verstecken, sonst könnte man meinen, er hätte welche.» Oder: « Lise, kommst du mit mir in die Suppenküche, du hast sicher nur Spiegeleier und Speck zum Morgenessen gehabt. »

So tönte es nun den lieben, langen Tag. Ich begann an der ganzen Welt zu zweifeln. Konnte man denn nicht einmal seinen eigenen Eltern glauben?

Die Maturafeier

Meine erste wirkliche Lebensenttäuschung widerfuhr mir erst mit bald 19 Jahren. Es war kurz vor der Matura. Das Hauptthema war der Maturaball. Unsere Klasse bestand aus etwa 15 Maturanden und zwei Maturandinnen. Nun war es ja klar, daß zum Ball noch andere Mädchen eingeladen werden müßten. Aber es tat mir weh, daß von diesen 15 Mitschülern kein einziger mich als Partnerin von sich aus wählte. So ergriff ich schließlich verzweifelt selbst die Initiative und wandte mich an einen Mitschüler, von dem ich wußte, daß er noch keine Wahl getroffen hatte. Das trug mir folgende Antwort ein: « Gang du nach Megge is Polelager, det findsch sicher eine! »

Die Schneckenhäuschen

Als ich etwa acht Jahre alt war, leitete mein Vater als Techniker eine Baggerung an der Rhone. Jeden Nachmittag durften wir zwei Geschwister dem Papa den Zvieri auf die Arbeitsstätte bringen. Das taten wir fürs Leben gerne.

An einem herrlichen Frühlingstag, als wir beim Bringen des Zvierikorbes besprachen, was wir dem Vater zu seinem bevorstehenden Geburtstag schenken könnten, sahen wir, daß das Flußbord, befreit von dem winterlichen Schnee, in einen goldgelben Blumenteppich verwandelt worden war. Wir stellten den Korb an den Straßenrand und besahen uns die allerliebsten Teeblümchen. Aber da fanden wir noch etwas anderes:

In der Telephonkabine

Photo: Hans Baumgartner

leere, weiße Schneckenhäuschen in allen Größen.

Jeder stopfte sich die Taschen voll. Dabei war mir der wundervolle Gedanke gekommen, diese Schneckenhäuschen Papa zum Geburtstag zu schenken. Oben an der Straße schütteten wir die Häuschen aus und begannen sie zu sortieren. Die schönsten, 36 Stück, denn so alt wurde der Vater, sollte er bekommen, und in jedes Schneckenhäuschen wollten wir ein Kerzlein stecken und sie alle auf den Geburtstagstisch stellen. Wir waren in die Vorbereitung dieser Überraschung so vertieft, daß wir den Zvieri und die Zeit ganz vergaßen. Plötzlich stand unser Vater vor uns. Die Arbeitszeit war beendet, und er war bereits daheim gewesen und hatte uns nicht gefunden. Ohne eine Frage zu stellen, nahm er zuerst mich übers Knie und dann meinen siebenjährigen Bruder. Den kleinen Päuli nahm er aufs Velo und herrschte uns an, auf dem schnellsten Weg heimzukommen.

Ohne zu heulen, starrten wir unserm Vater voller Entsetzen nach. Als er unsern Blikken entschwunden war, warfen wir ohne ein Wort ein Schneckenhäuschen nach dem andern in die Rhone, die das wunderschöne Geschenk davontrug.

Der Spatz

Mein Großonkel machte sich bei schönem Wetter das Vergnügen, mit mir spazieren zu gehen. Eines Tages, ich war damals knapp drei Jahre alt, kamen wir bei einem solchen Spaziergang an der Kaserne meiner Vaterstadt vorbei, wo gerade die Landwehr ihren Wiederholungskurs absolvierte. Mein Großonkel besuchte den ihm bekannten Küchenchef. Beim Abschied fischte dieser einen Spatz aus dem Suppenkessel, wickelte ihn gut ein und gab ihn mir. Bevor wir den Kasernenhof verließen, sagte der Großonkel, er wolle den Spatz tragen. Als ich ihm diesen arglos gegeben hatte, begann er zu meinem unsagbaren Entsetzen, diesen zu verzehren.

Unbelohnte Tugend

Es war an einem Familienfest. Wir wurden gefragt, wer von uns Kindern in einer Scharade mitspielen möchte. Theaterspielen gehörte für mich zum Schönsten. Ich wollte mich denn auch sogleich laut vordrängen, wie dies eben ein von mir sehr ungeliebtes Bäschen tat. Da besann ich mich eines Bessern! Es war uns ja daheim und in der Schule hundertfach das Lob der Bescheidenheit gesungen worden. In allen schönen Geschichten, die man uns erzählte, kamen die Bescheidenen zum Ziel, während es mit den Lauten und Rücksichtslosen ein schlimmes Ende nahm. Ich stellte mich also bescheiden, jedoch zuversichtlich in den Hintergrund.

Aber was mußte ich erleben! Während meine Kusine aus dem Kampf erfolgreich mit der Hauptrolle hervorging, blieb ich überhaupt unbeachtet. Die Flamme der Empörung und Enttäuschung über diese Ungeheuerlichkeit versprengte mich fast und schwelte noch lange in mir nach.

Der Blumenstrauß

Vor unserm Hause befand sich ein schöner Spielplatz. Ich war etwa vier Jahre alt und spielte dort häufig mit andern Kindern. Eines Tages gesellte sich zu uns eine um zwei Jahre ältere Spielkameradin mit einem schönen Blumenstrauß. « Lueg, die Blueme han i fürs Müeti gsuecht! »

Mir kam der Gedanke, meinem Mami auch ein Sträußchen zu bringen und fragte, ob es noch mehr solche habe und wo man sie finden könne.

« Jo, no vill, chumm mit, ich zeig ders. »

Der Weg war ziemlich weit. Ich konnte mich nicht erinnern, daß ich diesen Blumengarten je gesehen hatte. Ich pflückte so viel Blumen, wie meine kleine Hand fassen konnte und ging damit strahlend nach Hause: « Für dich, Mami! » sagte ich und streckte meiner Mutter den Strauß hin und erklärte ihr, wo ich diese gepflückt habe.

Aprilregen (Schiffländeplatz, Zürich)

Photo: René Groebli

Sie riß mir die Blumen aus der Hand, schleuderte sie auf den Tisch, nahm den Klopfer und prügelte mich ordentlich durch. Als ich älter wurde, begriff ich zwar den Zorn meiner Mutter; denn einmal hatten wir die Blumen im Friedhof gepflückt, und zweitens hatte mich mein Vater vergeblich auf dem Spielplatz gesucht. Dennoch habe ich diese Liebeszurückweisung meiner Mutter, die es mit der Erziehung überhaupt sehr genau nahm, nicht ganz vergessen können.

Kommen die Metzger auch in den Himmel?

Einmal war die Großmutter besonders lieb mit dem kleinen Hansli, zärtlicher, als es sonst unter unsereins Leuten üblich war. Das war damals, als er so erschrak über die Menschen. Zwar schien dem kleinen Hansli schon vorher einiges an den Großen nicht so recht übereinzustimmen mit dem, was ihm die Sonntagsschullehrerin als brav hinstellte. Aber darüber machte er sich keine Gedanken. Das würde er dann schon verstehen, wenn er einmal groß wäre.

Der Metzger Aeschlimann nahm den sechsjährigen Hansli mit in das Schlachthaus. Er dürfe auch einmal zuschauen, wie man so ein Rind schlachte. Halb war es ihm ein Dürfen; denn bei so was dabei gewesen zu sein, gab ihm Gewicht bei den andern Buben; halb war es ihm ein Müssen, denn er fürchtete sich.

Beim Schlachthaus stellte er sich unter der Türe auf und schaute dem Geschehnis aus gehöriger Entfernung zu. Das Rind stellte sich hin, gutgläubig und völlig ahnungslos über das, was da Fürchterliches mit ihm geschah. Der Metzgerknecht stellte ihm ein Spitzeisen auf die Stirne, der Meister schlug mit dem Hammer zu, und das Rind . . .

Hansli schoß davon und versteckte sich. Wollte aber doch nicht so ein Röcklibub sein und trat wieder hinzu. Das Rind lag auf der Seite, schlug zuckend mit allen vieren, ein Blutstrom quoll aus seinem Hals, ein Zittern fuhr über den ganzen Leib und — vorüber!

Das Schlachthaus begann zu schaukeln. Dann drehte es sich ringsum wie ein Karussell. Von fernher hörte Hansli eine Stimme: « Jere, Bub, wie siehst du aus! Komm mit, dort ans Bort, und leg dich hin! »

Da lag er nun, und als er die Augen wieder aufmachte, sah er in eine vertraute und doch so fremde Welt. Alles stand noch am selben Ort wie vordem. Dort oben die Kastanienbäume der Tiefenaustraße, deren Früchte er mit andern Buben den Hirschen gegenüber zu verfüttern pflegte, dort drüben die Rote Brücke, ein eiserner Strumpf, und da unten rauschte die Aare vorbei wie gestern und vorgestern. Aber so eine fremde Lasur lag über allem, und die Sonne hing wie eine Bleikugel am Himmel.

Hansli begehrte heim zur Mutter.

Auf dem Heimweg fragte ihn der Aeschlimann: « Hets dr öppe gförchtet? » Das Büblein konnte nur schlucken.

Einige Tage später saß der Kleine bei seiner Großmutter auf dem grünen Bänklein unter dem Laubenbogen. Da kam der Aeschlimann stadtaufwärts. Jetzt — wenn er der Großmutter nur nicht erzählt, was Hansli für ein Höseler gewesen ist! Aeschlimann blieb stehen, denn Großmutter mit ihrer gängigen Küchliwirtschaft war seine gute Kundin. Er berichtete was über das Wetter, und dann kam es:

« Hesch gäng no Angscht, Hansi? »

Und die Großmutter wollte wissen, wie und warum, und der Aeschlimann erzählte es lachend. Aber Großmutter lachte nicht. Kühl und ablehnend schaute sie dem Aeschlimann in die Augen, und der verzog sich.

Großmutter aber zog Hansli an sich, streichelte ihm die Wangen und schaute das Büblein an, so lieb, daß ihn das Brieggen ankam. Dabei stellte es sich heraus, daß Hansli wieder einmal kein Nastuch bei sich hatte. Da nahm sie ihn an der Hand, führte

ihn hinüber in das Geschäft ihres Sohnes und kaufte ihm zwei Taschentücher.
« So — schnüz! — Noch einmal! — Sooli! Schnüz! »
Ach, wenn man die besorgte, chrächelige Stimme der Großmutter nur beschreiben könnte! Aber wenn man es tun will, so versinkt sie wie ein Schatten im klaren Wasser eines tiefen Sees und ist nirgends mehr. Nur ab und zu hört der Hans gewordene Hansli sie wieder: « Sooli! » Niemand kann es tröstlicher sagen als sie.
Ein paar Tage darauf fragte Hansli:
« Großmutter, kommen die Metzger auch in den Himmel? »
« Wie sollten sie nicht, wenn sie gut tun? Warum sollten gerade die Metzger — jäso, machst immer noch an dem herum! »
Eine andere Frage gab dem Büblein auch zu denken: Ob die Tiere auch in den Himmel kämen, und wie das dann sei, wenn sie sich dort oben begegneten, der Aeschlimann und das Rind? Aber bevor er sich die Frage zurechtlegen konnte, machte die Großmutter:
« Jä lue, my liebe Bueb, so ein Rindsbraten wächst halt nicht im Garten, und die Bratwürste kann man nicht von den Bäumen ablesen! »
Ja, das hat man nach und nach begriffen, als man ein Hans geworden war. Man mußte wohl.

Der liebe Gott

Meine liebe Mutter lehrte mich schon beten, ehe ich die ersten Worte richtig sprechen konnte. Im Kindergarten kam mir dann so richtig zum Bewußtsein, wer der liebe Gott sei: ein durchsichtiger, alter Herr, mit einer lieben, tiefen Stimme, die mir immer Antwort gab, wenn ich betete.
Dann kam die große Schule. Der Lehrer erzählte uns die Geschichte vom armen und vom reichen Mann, die der liebe Gott beide besuchte, um sie zu prüfen. Vom reichen Mann wurde er böse weggeschickt; vom armen, der doch kaum etwas zu essen hatte, bekam er Speise und Trank. Ich sah auch Bilder in einem Buch, die den lieben Gott als alten Mann mit einem langen Bart und langem Kleid darstellten, der barfuß übers Feld wanderte. Genau so, wie ich mir den lieben Himmelsvater auch bisher vorgestellt hatte.

Bald darauf durfte ich zu meiner verheirateten Schwester in die Ferien fahren. Eines Vormittags saßen wir beide in dem kleinen Vorzimmer und richteten Kartoffeln für das Mittagessen, als die Türglocke ging. Ich öffnete. Wer stand da: der liebe Gott. So wie ich ihn von meinen Vorstellungen und von den Bildern her kannte. Ich war wie zu Stein erstarrt. Ja, er war es. Er hatte einen langen, weißen Bart, trug einen einfachen, abgetragenen Mantel und alte, ja ganz alte Schuhe. Er kam, um uns arme Menschen zu prüfen, ging es mir blitzschnell durch den Kopf.

« Ja, kommen Sie herein, kommen Sie nur! » sagte ich. Er schaute mich ganz scheu an. Er war wohl nicht gewohnt, so gut behandelt zu werden, dachte ich mir. Aber wie sollte ich nun meiner Schwester klar machen, wer da zu uns gekommen war?

Meine Schwester fragte den alten Mann ziemlich barsch, was er wolle. Ich zitterte vor Schreck.

« Ich hätte hier einen Wundertee zu verkaufen », sagte der Alte, « jeder Kranke wird davon gesund. »

« Also, geben Sie mir ein Paket », sagte meine Schwester und verschwand in der Küche, um das Geld zu holen. Inzwischen bewunderte ich den alten Mann. Wie schön war sein Bart, nur war er wahrscheinlich schon etwas lange nicht mehr gekämmt worden. Wie schön waren seine Augen. Man sah sie kaum, sie lagen ganz tief drinnen. Nun aber kam der große Augenblick, der mir alles raubte. Der grauenhafte Augenblick, der mich für eine Zeitlang nichts mehr glauben ließ. Denn plötzlich kneifte mich dieser alte Mann so heftig in mein Gesäß und grinste mich an, daß mir der Atem ausging.

Ich habe zu meiner Schwester kein Wort gesagt. Sie hätte mich ja doch nicht verstehen können. Ich schwieg und schälte meine Kartoffeln weiter.